

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 76.

Dienstag, 2. April.

1929.

(10. Fortsetzung.)

Die letzte Kurve.

Roman in 19 Bildern von Curt Seibert.

(Nachdruck verboten.)

Und Merz begann, von Spindler häufig unterbrochen, während Tottel nur schrieb und passste. Er sprach die Vermutung aus, daß der Türke gar kein Türke sei, da der Name nicht echt und in der Türkei überhaupt nicht vorkomme. Tottel wollte noch tausend Kleinigkeiten wissen, die Merz für sehr unweesentlich hielt und daher Spindler erklären ließ.

"Die Hauptsache ist jetzt", betonte dieser, "zu verhüten, daß dieser Kerl unseren Motor nachbaut."

"Woher wissen Sie, daß er das überhaupt kann?"

"Nun, wir haben die gefundene Platte entwickeln lassen und gesehen, daß die ganzen Pläne darauf sind. Die Platte hat zwar ziemlich eine halbe Stunde im Lichte gelegen, aber so viel war doch noch darauf zu erkennen."

Tottel dachte nach, was bei ihm durch heftiges Saugen an der Pfeife gekennzeichnet wurde.

"Anscheinend ist also von oben photographiert worden, aber die Platte ist dem Dieb doch heruntergefallen. Wie soll er dann Ihren Motor nachmachen können?"

"Er wird eine zweite Aufnahme gemacht haben, Herr Tottel", erwiderte Merz etwas ungeduldig.

"Dann allerdings. Immerhin, nehmen wir an, die Leute bauen Ihren Motor nach, was dann? Sie werden versuchen, bei dem großen Rennen dabei zu sein, und wir werden dafür sorgen, daß alle Wagen vorher genau untersucht werden. Ein Hereinschmuggeln wird dadurch unmöglich sein, jedenfalls werde ich die Sache, die mich sehr interessiert, sofort in die Hand nehmen. Ihre Telefonnummer habe ich noch nicht, darf ich darum bitten?"

Merz hatte jetzt kein Interesse mehr daran, bei Blunk zu wohnen, nachdem der Wagen fertig war. Die Pläne hatte er im Tresor einer Bank hinterlegt, die zweiten Exemplare eigenhändig verbrannt. Er war also jetzt wieder in seiner richtigen Wohnung zu erreichen und gab diese auch an.

"Außerdem stehe ich im Telefonbuch. Es würde mich freuen, wenn Sie bald etwas herausbekommen würden."

Dann verabschiedeten sich die Herren, draußen sagte Merz, "Diesem Mann fehlt nur das R. in seinem Namen, er müßte nicht Tottel, sondern Trottel heißen. Der wird nie etwas herausbekommen, es war ja auch Ihre Idee, zu einem solchen Detektiv zu gehen, besser wird sein, wir handeln auf eigene Faust."

Spindler hatte noch etwas auf dem Herzen, was er vorhin zu sagen vergessen hatte. Am Morgen habe er Fräulein Schöttler getroffen und von ihr gehört, ihr Vater habe keine Lust mehr, Automobile zu bauen und sei erstaunt, daß Merz sich solange nicht mehr habe sehen lassen. Dann habe Fräulein Jana gefragt, ob es wahr sei, daß er mit dem Ausland in Verhandlungen stehe, und habe durchblicken lassen, ihr Vater werde es nicht ungern sehen, wenn Merz sich doch noch vor dem Rennen mit ihm in Verbindung setze.

"Und", fügte Spindler lächelnd hinzu, "ich glaube, ihr selbst wäre es auch nicht unangenehm."

Aber Merz war nicht in der Stimmung, über solche Dinge zu reden. Spindler sollte ihn jetzt mit den Leuten zufrieden lassen, er habe Wichtigeres zu tun. In den

nächsten Tagen müsse man mit dem Training beginnen, nach dessen Abschluß man erst sichere Unterlagen für Verhandlungen habe.

Um Nachmittag desselben Tages fanden zwei Telephongespräche statt. Das erste führte Spindler.

"Ist dort Fräulein Jana Schöttler? Ja? Guten Tag, mein gnädiges Fräulein, ich möchte mich meines Auftrages entledigen.

"Nun, und?"

"Ich habe heute morgen mit Merz gesprochen. Sie dürfen ihm das nicht übelnehmen, liebes Fräulein Schöttler, wenn er jetzt den Wünschen Ihres Vaters nicht gerecht werden kann, er ist wirklich zu sehr mit Arbeit überlastet und denkt nur an das kommende Rennen. Sie wissen ja, er ist ein Sonderling und alle gesellschaftlichen Pflichten sind ihm verhaft."

"Ich verstehe schon, aber, ist das alles?"

"Nein, ich habe auch mit ihm darüber gesprochen, was denn nach dem Rennen werden soll, und da kann ich Ihnen mitteilen, daß er dann sicher nicht mehr einer Verbindung mit Ihrer Firma so abgeneigt sein wird."

"Und die Verhandlungen mit dem Ausland?"

"Hat er ausgegeben."

"O, das ist ja herrlich, darf ich Vater . . . ?"

"Um Gottes willen nein, das wäre durchaus verfehlt. Wenn Ihr Herr Vater jetzt nochmals an ihn herantritt, glaubt er, der habe ihn nötig."

"Hat er ja auch, Papa sagt immer, wenn er diesmal keine besseren Erfahrungen macht als beim letzten Rennen — und es wird dieselbe Pleite werden, verlassen Sie sich darauf — dann gibt er die Sache auf."

"Das ist alles ganz gut und schön und ich bin überzeugt, daß Merz mit seinem Wagen und Ihr Vater mit seinem Geld glänzend zusammenarbeiten können, es mag auch sein, daß Ihr Vater Merz nötig hat, aber Merz darf das nicht wissen, noch nicht, sonst zieht er sich zurück, wie ich ihn kenne. Ich mache Ihnen den Vorschlag, lassen Sie mich machen, ich werde die Verhandlungen zur gegebenen Zeit vorbereiten und Sie davon in Kenntnis setzen."

"Dafür wäre ich Ihnen wirklich sehr dankbar, Herr Spindler, wann darf ich wieder Ihren Anrufl erwarten?"

"Nach den ersten Trainingsergebnissen, vielleicht in einer Woche."

Das zweite Gespräch führte Merz.

"Hallo! Dort Herr Merz?"

"Jawohl, bitte, wer ist am Apparat?"

"Hier Corretti, guten Tag, Herr Merz. Kugler hat Angebot gebracht, sehr günstig, wie immer, eben schrieb ich zurück. Teilt mir mit, daß ich mir Fuß verstaucht habe und noch eine Woche liegen muß, werde dann Diagnose von Arzt abwarten und genauen Bescheid schicken. Bis dahin möge man sich gedulden."

"Haben Sie sich den Fuß verstaucht?"

"Keine Spur, aber Sie haben doch mein Versprechen. Wie weit ist der Wagen?"

"Fertig, Herr Corretti."

"Fertig? Famos, das ist ein Wort, Herr Merz. Wann wollen wir anfangen?"

„Ich denke morgen, wenn das Wetter trocken ist. Sagen wir halb elf?“

„Gemacht, bin kurz nach zehn auf der Bahn, alles Geschäftliche besprechen wir dort. Einverstanden?“

„Einverstanden, Herr Corretti. Ich danke Ihnen.“

„Nichts zu danken, Sie hatten mein Wort.“

15.

Spindler war sehr früh gekommen, Merz zog sich noch an. Sie hatten kaum ein Wort der Begrüßung wechseln können, als draußen mit Macht mehrfach die Klingel geröhrt wurde. Ärgerlich machte Spindler auf, herein tanzte Tottel, der Weltmeisterdetektiv.

„Es ist mir gelungen, einige Schleier vom Boden der verborgenen Ereignisse aufzuhoben“, sagte er schnell und passste wilde Wolken in die Luft. „Zuerst einmal“, er entnahm der Brusttasche das Zuchtenbüchlein und blätterte darin herum, „habe ich im Hotel Esplanade festgestellt, daß an dem fraglichen Tage mit Wien gar nicht telephoniert worden ist. Wahrscheinlich handelte es sich um eine Stadtverbindung.“

Merz schnallte seine Gamaschen an und setzte die Lederhaube auf.

„Herr Tottel, das interessiert uns alles nicht.“

„Aber vielleicht, daß die Scheibe an dem Oberlicht Ihres Ateliers beschädigt ist? Man hat den Kitt abgekratzt und die Bleistäbe . . .“

„Wissen wir alles. Lieber wäre uns, Sie würden endlich den Kerl fassen, oder falls es mehrere sind, alle zusammen.“

„Das ist wirklich etwas viel verlangt, Herr Merz“, Tottel war ganz beleidigt und nahm die Pfeife aus dem Mund. „Vorläufig muß ich die Leute mal identifizieren. Wichtig war mir, herauszubekommen das mit Wien . . .“

Jetzt wurde auch Spindler ungeduldig. Er hatte die Absicht gehabt, mit dem Freunde noch mal die Sache wegen Schöttler zu besprechen und hatte sich deshalb nur so früh bei Merz eingefunden. Der Detektiv störte ihn also im höchsten Maß.

„Wenn Sie weiter nichts wissen als Dinge, die uns schon bekannt waren, ehe wir Sie aussuchten, dann kommen wir nicht vorwärts.“

Doch Tottel war unbeirrbar. Was in dem Lederbüchlein stand, mußte heraus.

„Es ist mir durch den Portier des Hotels bestätigt worden, daß der Türke Ali ben Hudsi Bei . . .“

„Kommen Sie, wir wollen gehen“, sagte Merz, „er kann sich das selbst erzählen.“

täglich mehrere Male über die Nummer 111 216 mit einer Dame telephonierte . . . Aber so bleiben Sie doch, meine Herren . . .“

Merz und Spindler hatten das Zimmer bereits verlassen, und so sah sich auch Tottel genötigt, ihnen zu folgen. Er kam ihnen auf der Treppe nach und empfahl dringend, ihn am Nachmittag anzurufen. Dann zog er seine Riesenmücke, stieß einige Wollen hervor und verschwand in ihnen.

Spindler hatte keine Ruhe, während sie zum Autodrom hinausfuhren, denn er hatte die letzten Worte, die Tottel oben im Zimmer sprach, sehr wohl gehört. Er kannte die Nummer 111 216 ganz genau, hatte er sie doch selbst viele Male beim Amt verlangt, wenn er Veronice sprechen wollte. Und jetzt diese Nachricht, dieser Kerl, der Türke, also ein Gauner und Schwandler, mit ihr in Verbindung und sogar täglich, hatte Tottel gesagt. Wenn er jetzt nur ein Telephon zur Hand gehabt hätte, um sie anzurufen, aber Merz konnte und wollte er noch nichts sagen, bevor er nicht Veronice gesprochen hatte. Diese schreckliche Ungewißheit war schlimmer als die schlimmste Wahrheit, und so sah er den ganzen Weg über wie auf die Folter gespannt neben Merz, der ruhig durch die belebtesten Straßen steuerte.

Spindler zerwühlte sein Hirn. Gestern abend noch war er zu ihr gefahren, hatte sie ins Theater geführt und nachher noch bei ihr eine Tasse Tee getrunken. Dabei war ganz von selbst das Gespräch auf die Bezugssäfte mit dem Türken gekommen, den er ja

durch Veronice kennen gelernt hatte. Er hatte wissen wollen, ob sie ihm einige Angaben über ihn machen könnte, aber sie hatte lachend abgestritten, ihn näher zu lassen. Auf irgendeiner Fete sei er ihr vorgestellt worden, und da sie hörte, daß er Patente kaufen wolle, habe sie die beiden Parteien zusammengebracht, das sei alles. Und jetzt diese Enthüllung . . . wie, wenn Veronice von der ganzen Sache gewußt hätte, mit im Komplott steckte, oder absichtlich beide Teile zusammengeführt . . . aber das war doch unmöglich.

Da hielt der Wagen vor dem Eingang zur Rennbahn.

Auf das Autodrom strahlte die Sonne hernieder und erhitzte das Zement. Kein Mensch saß auf den bei Rennen übersäusten Steinbänken, nur am Eingangstor stand ein einzelner Herr, der ihnen grüßend entgegenwinkte. Es war Corretti, der, wie immer, pünktlich zur Stelle war. Sofort betrachtete er interessiert den kleinen rossigen Rennwagen, der die Herren hergebracht hatte. Das Modell war äußerlich nichts Besonderes, ein schnittiger Typ, aber reichlich alltäglich, das Bordteil moosgrün, das Hinterteil rosa angestrichen, die Farben des Korps, in dem Merz aktiv gewesen war. Corretti war fertig zur Fahrt, im gewöhnlichen Dreh mit Haube und Handschuhen.

„Steigen wir ein, Herr Merz, Ihr Freund stoppt wohl die Runden?“

Spindler stellte sich an den Anfang der rechten Kurve mit der Stoppuhr in der Hand, Merz nahm neben Corretti Platz, der ans Steuer gesprungen war.

„Also, ich habe mich erkundigt, Augler ist im vorigen Jahr im Training, das ich hier nicht mitmachte, 54 Sekunden gefahren, pro Runde versteht sich. Wir müssen also schneller sein, wenn wir gewinnen wollen.“

Der Wagen sprang an und jagte davon, Spindler drückte auf den Knopf, aber Corretti winkte ab, er wollte erst einige Proberunden fahren. Fast lautlos schoß der Wagen über die Bahn, Corretti fuhr sich ein, nahm die Kurven erst hoch, dann immer tiefer, bis er schließlich ganz unten am schwarzen Strich lag. Da winkte er wieder, und nun stoppte Spindler fünf Runden hintereinander.

Als der Wagen hielt, machte Corretti ein sehr saures Gesicht.

„Herr Merz, ich spreche immer offen. Ihr Motor macht merkwürdig wenig Geräusch, dabei studiert er so sonderbar, sodass man den Kompressor kaum merkt, vielleicht fährt er deshalb so schlecht, denn das, was wir eben gemacht haben, war nichts Besonderes.“

Spindler war inzwischen herangetreten und las von einem Zettel ab.

„Fünf Runden zu 61, 55, 53, 56, 53.“

„Na, was habe ich gesagt?“, rief Corretti. „Dreimal schlechter, zweimal besser als Augler im vorigen Jahr. Sie verstehen voriges Jahr! Heute fährt Augler auch schneller, ich schäke, daß er die Runden im Durchschnitt mit 50 bewältigt. Und dagegen wollen Sie mit diesem Wagen an? Ausgeschlossen, Herr Merz.“

(Fortl. folgt).

In der Fremde.

Des Heimatfernen Lösung ist das Leid.
Er fühlt die Tage grau, die Sonnen klar.
Und wie er Freunden fröhliges war,
Nun, wo er geht, umgibt ihn Einsamkeit.

Die hellen Stimmen, die zur Fremde locken,
Verklangen längst, und Schweigen walzt weit.
Stell-auf ein Schatten wuchs vertrauschter Zeit.
Davon die toten Stunden niederglockten.

Schon halbverlöschte Bilder werden wach,
Die Stadt, die Straße und das liebe Haus,
Die Stube, wohlverwahrt vor Weiterraus;
Sanftem Erinnern zittert Wehmuth nach.

Und ist ein Trost nur, den die Augen feuchte,
Doch hoch der gleiche Himmel überspannt
Den Heimverlorenen und das Sehnsuchtsland
Und das, umflost von Silberwolkenband,
Derselbe Mond ihm und der Heimat leuchtet.
Heinrich Leis.

Russische Ostern.

Von Billi v. Strom.

Für den rechtgläubigen Russen gibt es kein schöneres Fest, als Ostern, die bedeutungsvollste aller Feiern, das eigentliche religiöse Volksfest. Wenn mit dem Fastnachtssonntag die „Butterwoche“, die etwa unserer Faschingsszeit entspricht, mit ihren fantastischen Überfüllungen der Magen vorüber ist, beginnt die Zeit der großen Fasten. Kein Fleisch, keine Butter darf genossen werden und aus den Küchen steigt der wenig angenehme Duft des postnoje maslo, der Fastenbutter. In den Läden wird der buntgefärbte, poröse postnoj sachar, der Fastenzucker, verkauft. Aber dies gewaltige Fasten findet mit dem Ostermontag in einem so jähren Gegensatz sein Ende, das man sich wundert, wie selbst ein russischer Magen dergleichen aushalten kann.

Die Vorbereitungen zum eigentlichen Fest beginnen in der stillen Woche. Wie bei uns sind die Konfitürengeschäfte mit Schokoladeneiern und mit Schokoladenhasen angefüllt. Die Butterläden stellen goldene und weiße Osterlämmpchen, die auf grünen Wiesen stehen und buntgefärbte Eier in den Schaufenstern aus. Spielwarenhandlungen verkaufen zusammenlegbare Holzeier in allen Größen und Farben, die sich mit allerhand Geschenken anfüllen lassen und ein herrliches Osterpielzeug für Kinder abgeben. Die Drogerien betreiben einen gewaltigen und beglückenden Handel mit Eierfarben und mit Färbezpapier, denn der Russe schwelgt in kunstvoll gefärbten Ostereiern, die in jedem Hause hergestellt, mit Gold und Silber reich versiert, oft ganz entzückende kleine Kunstwerke abgeben. Beim Bäder werden ganze Kuchenscharen jener wohlgeschmiedenden, nur zu Ostern gegessenen Kuchen gebadet, die man „Kulitsch“ nennt. Bereits am Karfreitag herrscht auf den Straßen reges Treiben, denn in Russland sind zu Ostern große Festfeierlichkeiten üblich, auch wird an diesem Tage in den Häusern gebasteln. Man stellt die „Pascha“ her, die zur Osterzeit in keinem russischen Hause fehlen darf. Es ist dies eine hohe, mit Butter, Sahne, Zucker und Rosinen köstlich durchwirkte Quarkpyramide von grobem Wohligeschmack. Am Osterabend beteiligt sich die ganze Familie am Eierfärben. Wenn nun die vielen „Kulitschi“, „Paschi“ und die unzähligen bunten Eier fertig sind, wird alles zur Kirche getragen, um es weihen zu lassen. Die Kuchen sind dann mit roten, rosa, gelben oder weißen Papierroschen geschmückt, aus deren Kelchen Goldfäden herausragen. Welch wundervoll festliche Anblick bieten doch die Straßen, wenn die vielen Männer und Frauen mit ihren Kuchen zur Kirche gehen! Sorgfältig haben sie alles mit weißen Tüchern umbüllt und nur die bunten Papierroschen sind zu sehen. In der Hand tragen sie eine lange, dürrte Wachskerze, die auch geweiht werden soll. Die Geistlichen sind bis spät abends mit dieser Tätigkeit eifrig beschäftigt. Dann breitet sich eine große Stille über der Stadt aus. Alles meint aufzuhören, um sich auf die große mitternächtliche Feier vorzubereiten. Die Geschäfte werden frühzeitig geschlossen, die elektrischen Bahnen fahren nicht mehr und nur verspätete Autos oder elegante „Dichatschi“, schnellfahrende Fiatler, sind noch zu sehen. Festlich gekleidet begibt sich die ganze Familie frühzeitig zur Kirche, um noch Platz zu finden. Und nun will ich von meiner festen russischen Osterfeier erzählen.

Ich blieb draußen vor der strohigen Kathedrale, denn in der Kirche herrschte schon lebensgefährliches Gedränge und auch der Platz, auf dem die Kathedrale stand, war von einer tausendköpfigen Menge angefüllt. Schweigend harrten die Menschen des Wunders, das ihnen verheißen ist ... Die Empfindungen des einfachen russischen Menschen sind durchaus echt und kindlich religiös. „Wird nicht heute Christus auferstehen und uns von allem Übel erlösen? Ja, er wird wirklich auferstehen zu diesem Fest der Bruderliebe! Und heute feiert nicht nur diese Stadt, heute feiert das ganze weite Russland. Alle Kirchen drängen in festlichem Schmuck, alle Altäre strahlen von Gold und Silber und im Schimmer vieler Kerzen. Es ist ein wahrhaft heiliges Fest und die Priester legen ihre kostbarsten Gewänder an ...“ So etwa dachten all diese viertausend einfachen Leute, die ehrfurchtsvoll die tiefe Weise der Osterfeier empfanden.

Dann begann der Gottesdienst. Ich rührte mich nicht und lauschte dem wahrhaft himmlischen Gesange des Kirchenchores. Die Liturgie dauerte lange und die Stimme des Geistlichen drang nur schwach zu mir herüber. Dann ging eine Bewegung durch die Menge. Die riesenhaften Flügeltüren der Kathedrale öffneten sich ganz weit. Langsam quollen Farbenstufen aus der lichterfüllten Tiefe des herrlichen Gottesbaus: die Prozession! Vom goldenen Schimmer der wehenden Flammchen zahloser Wachskerzen geleitet, schritten die Geistlichen feierlich dahin und über ihnen ständen die heiligen Kirchenfahnen. Singend und Gebete murmelnd umzog die Prozession die Kathedrale. Das

Volk sank in die Knie, denn der Leib des Herrn wurde nun vorbeigetragen. Jeder hatte sein eigenes Wachslicht angezündet und kniete betend auf dem harten Plaster, bis der Umgang vollendet war ... Die Uhr schlug zwölf. Ein Kanonenschuß dröhnte durch die Nacht und von Mund zu Mund ging der heile Ruf: Christos wostkessel und freudig antwortete es: Woistinu wostkresse! Christ ist erstanden! Er ist wirklich erstanden! Freund und Feind, Bruder und Schwester, Vater und Sohn, Fremder und Verwandter, alles umarmte sich und gab sich den dreifachen Osterkuss. Jubelnd fielen die Kirchenglocken ein. Erst die ganz hell klingenden, dann die tiefer und tiefer tönenenden, bis zuletzt der dröhrende Donner jener Riesenglocke, die nur zur Osteracht geläutet wird, alle Glöden der Stadt überklangen. Und plötzlich erstrahlte der ganze Platz in hellem Licht, der Schein der Wachskerzen in den Händen der Menschen verbreitete. In den vier Glödenführern der Kathedrale flammten gewaltige Feuer auf. Ein Glücksbaum ging durch die Menschenmassen. Alles Böse war vergessen, wirklich vergessen, alle Feindschaft war versunken in dieser Nacht der vergebenden Liebe ...

Nach und nach zerstreute sich die Menge und auch ich ging fort. Lange noch dröhnten die Glöden der Isaakskathedrale über dem alten Petersburg.

Zubauende lohnt der russische Osterlich mit tausend Herrlichkeiten. Zwischen den Osterküchen und den bunten gefärbten Eiern liegen auf den blendend weißen Tischdecken die Geschenke, nach deren Verteilung jenes Schlemmen ohne Gleichen anhebt, das oft bis zum Morgen andauert. Und glaubliches Vermag der Russen im Essen und Trinken zu leisten und selbst schwere gesundheitliche Schädigungen werden leichter Sinnes in Kauf genommen. Lange schlält man dann in den Ostermontag hinein und lädt sich kaum durch die Morgenglocken stören.

Ganz allmählich nur zeigen sich am Ostermontag, den man den „hell“ Sonntag oder den Sonntag der Auferstehung (Swetloje wostkressenje) nennt, in der Frühe feierlich gekleidete Menschen auf der Straße. Überall hört man den Ostergruß: Christos wostkessel! Woistinu wostkresse! Und Männer und Frauen den Osterkuss wechseln. Die Damen des besseren Standes sind freilich zurückhaltender und rufen den ihnen entgegenkommenden meist schon von fern zu: Ja ne kriostossius! Ich fühle mich nicht österlich! Man geht zu Verwandten und Bekannten zum Festglockenwunsch wosdravlati s prasdratim. Jeder bringt sein schönstes „jolitsche“, sein allerbestes Eiher als Geschenk mit und erinnert auch eins dafür. Die Kinder und die jungen Leute, oft aber auch die sehr Betagten, verbringen viele Stunden beim „Gierrollen“, einem alten russischen Volksbrauch. Dabei wird jedoch niemals das Essen und Trinken vernachlässigt. Die Feierstimmung hält noch etwa vierzehn Tage an, wochenlang steht alles im Banne dieses schönsten aller russischen Feste und nur langsam sinkt das Leben wieder in das Grau des Alltags zurück.

Thüringer Mondnacht.

Eine Auerhahnag-Erinnerung von Wilh. Hochreve.

Schon um ein Uhr nachts schnurten uns die Taschenwieder aus dem Schlaf. Aber ein Schluck Kaffee aus der Thermosflasche und die frische, kalte Luft der mondlosen Aprilnacht machen uns munter. Der Kraftwagen windet sich vom Hofe des Gasthauses durch die Gassen der schlafenden Stadt und klimmt iekt, die leichten Häuser im Rücken, bergan. Auf der Höhe halten wir, gebannt vom Anblick der monde erleuchteten Berge, die auf dem Regel über der Stadt wie eine gevanserte Riesenfaust ruht. Tausend Jahre deutscher Geschichte jagen vor unserem Geiste vorüber. Zwei Glödenschläge, die über die Stadt im Tale hin beben, rufen uns in die Wirklichkeit zurück. Wir unterhalten uns von den Schäsen, die wir in den Räumen und Sälen der Burg schauten, und die 13 Kilometer bis zum Städtchen, das unser nächstes Ziel ist, liegen hinter uns. Am plätschernden Brunnen des Marktplatzes wartet unser Jagdherr und Führer. Noch 10 Kilometer, die uns durch zwei kleine Dörfer führen, dann sind wir am Ende unserer Autostrecke. Jetzt geht es zu Fuß weiter.

In dünn vereisten Läden spiegelt sich der runde Mond. Er lehnt breit und behäbig auf der lohlschwarzen Kiefernöhle, die wir noch gewinnen müssen. War unser Streichen bislang nur ein Lustern, so wird es iekt, so weit wir uns zu verständigen haben, zum Hauchen. Denn der König dieser Wälder, der Auerhahn, hat ein feines Gehör wie die Wildtiere und äugt wie der Falke. Dazu steht die Lust so still, daß der Hund Gebell im anderthalbtausend Meter entfernten Dorfe bedenklich nahe klingt. Aber daraus macht sich der Jagdherr nicht so viel wie aus dem leisen Kniden eines Auerhans, auf das trob vorsichtigen Tastens einer

unserer Hütte geriet. Der junge Zeilsbergbauer hatte einen guten Hahn beim Abendinfall verhören sollen, aber der Sonntagabend taugte nicht dafür. Überall wurde „gebalzt“, und der schmucke Zeilsberger war jedenfalls auch in Liebesfesseln geraten. Dennoch fand er sich heute nach ein, um nun mit uns gemeinsam zu verhören. Der Jagdherr, der schon dreißig Auerhähne erbeutete und über fünfzig Jagdgäste zum Schuh brachte, geht voraus und lädt uns in Abständen von je fünfzehn Schritten folgen. So kann jeder einzelne besser hören. Stört doch schon das leise Stemgeräusch des Nachbarn das laufende Ohr. Denn die Stimme des stärksten Waldvogels, den unsere deutschen Reviere noch bergen, in der Haushälften ein feines Knappen oder Klippen mit nur einem wenig lauterem Haupthüllschlag, entspricht gar nicht der Mächtigkeit des Körpers. Alle dreißig Schritte hält die lodernde Kette der Verhörer, um dann weiterzuschleichen. Die Nacht ist taghell und mühte die Hähne vor dem Morgen zum Spielen reizen. Aber sie ist auch kalt, und hier oben regt sich der Wind, der die Balsalust hemmt und unser Lauschen erschwert. Aber diese Mondnacht im Lande der Burgen und der Sagen ist so tödlich schön, daß ich ihr kein Ende wünsche. Schwache, lichte Wolken schwimmen vor dem Monde, zaubern tanzende Elfen zwischen die Stämme der Kiefern und führen die Gedanken in die Märchenwelt des Meisters, der die Lütherburg im Norden dieses Landes schmückte. Der Arm unseres Führers hebt sich. Wir treten heran und schauen durch eine Schneise die Umrisse einer Burgruine, die aus der Ebene heraus tritt. lautlos gelöst eine Eule durch die Mondhölle. Wir stehen und schweigen. „Wie gefällt Ihnen mein Thüringen?“ fragen mich die Augen der jungen Frau meines Jagdfreundes, die zäh und mutig und verstehend an allen unseren Jagdfahrten teilnimmt.

Da hebt sich wieder die Hand unseres Führers. Auch wir haben in der Nähe ein Rauschen und Poltern vernommen. Unser Atem geht schneller, lauter. Der Jagdherr schleicht zwanzig Schritte voraus und horcht. Minuten vergessen. Dann holt er meinen Jagdfreund, der heute an der Reihe ist, schleicht mit ihm, während wir auf dem Plateau verweilen, weiter, um mit ihm, jedesmal, wenn der Haupthüllschlag des halzenden Hahnes erkönt, den Troubadour des Waldes in je drei, vier Sägen näher anzuspringen. So lange wie der Hahn nach dem Haupthüllschlag schleift — aber das dauert immer nur Sekunden —, kann's auf dem Boden so laut krachen, wie's will, er vernimmt nichts davon und setzt darum auch nicht ab, wozu ihn sonst schon das verdächtige Kniden eines winzigen Zweiges veranlassen würde. Die beiden aber, mein Jagdfreund und sein Führer, verursachen beim Anspringen einen Lärm, als brächen zwei Kaiser durch Hauzen von Fallholz. Jeweils, wenn sie nicht springen, vernehme ich das schwache Knappen und Trillern des balzenden Waldkönigs, der nur anderthalb hundert Meter unter mir stehen muss. Jetzt verstummt das laute Poltern der das dichte Unterholz durchbrechenden Jäger, und auch den Hahn höre ich nicht mehr. Sollte er abgeritten sein? Oder verschweigt er nur, weil der Morgen nicht mehr lange auf sich warten läßt? Noch steht der Mond am Himmel, aber eine Vogelstimme lädt schon nahe bei uns. Hat der Hahn sich in der langen, hellen Nacht ausgepielt? Oder bemerkte er etwas von den beiden Jägern?

Da höre ich endlich wieder das Brechen der anspringenden Jäger, und wie es mit jähem Ruck verübt wird, vernimmt das in die Waldesstille sich einlaugende Ohr auch wieder das Lied des Hahnes. Eine Drossel schreit, ein Baumleiter ermuntert sich. Der Mond wird blau. Der Morgen meldet sich mit eisigem Kältehauch. Ich kann vom Hahn nichts mehr hören. Da brüllt ein Schuß in die Waldesstille. Sekunden fragenden Schweigens folgen. Dann bringt ein frohes Halalai die Kunde zu uns herauf, daß ein alter Haupthahn mit mächtigem Kehlbart und prachtvoller Zeichnung des Freundes stolze Beute wurde. Ich überreiche ihm einen Bruch von der nächsten Jungkiefer nach altem Jägerbrauche und drücke ihm die Hand so fest wie er die meine am vorausgehenden Morgen, als das Jagdglück mir hold gewesen war.

Die gesiederte Welt im April.

Von Hans v. Gaubeder.

Die letzten Gefechte des Winters, deren Stoßtrupp der Schnee vor sich herreibende Ostwind ist, werden immer schneller von der an Wärme und Kraft zunehmenden Sonne abgewiesen. Hoch in den Lüften kreist der Bussard im Hochzeitstreiten mit seiner Gefährtin. Auf der Erde balzt der Auerhahn. Sein liebestoller Gesang macht ihn blind und taub. Mitten aus der überschäumenden Lebensfreude beendet der dumpfe Knall aus dem Gewehr des Jägers den Liebeslang. Der kleine Vetter des Auerhahns, der Vier-

hahn, kämpft erbittert um die Gunst der Schönen. Gravitätisch liefern sich die Kamphähne ein ritterliches Turnier. Auch in der Brust des diebständischen Eiertäters, der Elster, erwacht die Liebe. In Sträuchern errichtet sie aus Dornen und Astern die Kinderstube. Der Kleiner ist eifrig auf der Suche nach einer Sprechhöhle. Mit lehmiger Erde verengt (verkleibert) er das Flugloch der Wohnung.

Der Frühlingszug der Vögel bringt täglich neue lange entbehrt Häste. Der vertraute Fliegenschäpper läßt sich durch die Anwesenheit des Menschen nicht stören und baut in der Gartenhecke sein Nest. Er trifft Ende des Monats ein. Voll Reid hört dieser anmutige Vogel, dessen Gesangtalent nur kümmerlich ist, die herrlichen Melodien des Frits. Am Teichrande erhebt sich der Schilfrohrländer und schmettert seine Frühlingsstrophen in die Welt hinaus. Das hochbeinige, blitzschnelle Blaukehlchen liebt mehr fließendes Wasser. An den Flussböschungen hat es sein altes Jagdrevier bezoogen. Auf den angrenzenden Wiesen kann man Wiesenschnäpper und Kuhstelzen auf dem Durchzug beobachten, während am Waldrande sich der Baumpieper kühn wie die Kerche unter herrlichem Gelang in die Luft schwingt, dann aber plötzlich Flug und Gesang läufig abbricht. Der buntgefleckte Stolze Vetter des Hausrotschwanzes, der Gartenrotschwanz, kommt Ende April von seiner Mittelmeerreise zurück. Weit hinten in der Heide läßt der Steinschmäher seinen nicht ganz reinen Gesang ertönen. In den Kuh- und Pferdeställen sind die eifrigen Fliegenvertilger, die Schwalben, damit beschäftigt, unter diesen Quälgeistern aufzuräumen. Dorn- und Garlengrasmücke, Mülleralchen und Schwarzpäckchen, erfüllen teils mit munterem Gesieder, teils mit jubelnden Fanfarenlauten, die erwachende Natur. Im April ist das Beobachten der Vögel besonders leicht, da das die Sicht verschließende Grün der Blätter noch nicht vollständig ist. So bekommt man auch den Rücken des älteren zu sehen. Der Hofstaat ist da für die Ende des Monats erscheinende Königin. Sie kann ihren Einzug halten. Die Natur beginnt die Wege und Stege für ihre Meisterin mit frischem, hellem Grün zu schmücken. Doch nicht im bunten, schillernden Kleide, sondern im schlichten, grau-grünen Gewande kommt sie, die Sängerkönigin, die Nachtigall.

Im Anfang des April ist es Zeit, die Nistkästen für die Höhlenbrüter anzubringen. Die beste Nisthöhle ist unbrauchbar, wenn sie falsch aufgehängt wird. Das Flugloch soll der Wetterseite entgegengekehrt sein. Um den Kästen gegen eindringenden Regen zu schützen, erhält er eine kleine Neigung nach vorn. Wadlige Kästen sind den Vögeln ein Greuel. Zwei bis fünf Meter Höhe ist für Meisen, fünf bis acht für Stare angebracht. Bis auf Blaurade, Stare und Hohlauben, deren Höhlen dicht beieinander liegen können, beanspruchen die Schädlingsvertilger ein bestimmtes Jagdrevier, das in einem Kreise von 50 Meter um die Kinderstube liegt. In diesem Bezirk dulden sie keinen Rivalen. Daher sind die Nistkästen in der angegebenen Entfernung voneinander aufzuhängen. Sonst entsteht Zank und Streit um die zu knapp werdenden Jagdgründe, unter dem die Brut leidet. Verschiedenartige Vögel wohnen allerdings auf einem Baume friedlich nebeneinander.

Für den Naturfreund ist die Anbringung von Nisthöhlen ein ethisches Bedürfnis, während beim Forstwirt und Obstzüchter auch praktische Gründe hinzukommen. Das massenhafte Auftreten von Nonne, Borreule, Kiefernspanner, Großspanner, Eichenwidler, Goldsäffler, Weizenfliege und Sauerwurm hat oft ganze Waldkomplexe und die Getreide-, Obst- und Weinernte zerstört. Durch praktisch ausgelübten Vogelschutz können diese Landplagen im Kelme erstickt werden. Die vom Menschen durch einseitige Anpflanzung einer Baum- oder Getreideart verdorbene Natur kann nur durch die Natur selbst korrigiert werden.

Scherz und Spott

Die letzte Rettung. Das Glück war von der Filmdiva gewichen; sie sog im Leibhaus ein Päckchen aus der Tasche und fragte unter Tränen: „Was bekomme ich dafür?“ Der Beamte betrachtete streng die Wertsachen — es waren ihre acht Trauringe!

Eines schaut sich nicht für alle. Im Dorfe ist eine große Linde, so wird in „Reclams Universum“ erzählt. Nach dem Begräbnis sitzt die ganze Trauergemeinde im Hause der Witwe beim Kaffee. Da will einer der Bauern sich den Zucker mit der silbernen Zuckerschale nehmen, die als Prachtstück dasteigt. Aber die Witwe weist ihn streng zurück: „Willst du wohl die Hände davon lassen! Die Zuckerschale ist nur für den Herrn Pastor und den Herrn Lehrer da, ihr Bauern könnt euch den Zucker mit den Fingern rausnehmen.“